

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

ZEITmagazin Leben SERIEN Globale Familien (1)

Des Kaisers viele Kinder

Jean-Bédél Bokassa herrschte von 1966 bis 1979 mit brutaler Härte über die Zentralafrikanische Republik. Er hinterließ 17 Frauen in aller Welt und mindestens 37 Kinder, vielleicht sogar mehr als hundert. Nirgendwo auf der Welt finden sie einen Ort, an dem sie ihrem Vater ganz entkommen können. / Dies ist die erste von vier Reportagen über Globale Familien, die in den nächsten Wochen im ZEITmagazin LEBEN zu lesen sein werden
Stefan willeke

Das Erste, was man von Bokassa sieht, sind seine Assistenten. Geben Sie mir Ihren Pass, sagt einer, der sich Protokollchef nennt. Er wartet hinten im Ehrensaal, sagt ein anderer, wo ist Ihr Koffer? Auf dem Gepäckband im Flughafen von Bangui drehen sich die Metallkisten mit den Jagdgewehren von Franzosen und Belgiern, die auf Büffel schießen wollen, nachdem sie ihre Geschäfte in der Zentralafrikanischen Republik erledigt haben. Früh um halb fünf sind sie mit der Maschine aus Paris gekommen, der einzigen Verbindung nach Europa, die es hier noch gibt. Das nächste Flugzeug der Air France landet in einer Woche.

Aus einer Hosentasche fischt der Protokollchef Geldscheine, die er mit einem Gummiband zu einer Rolle gewickelt hat und jetzt in den Händen von Grenzbeamten verschwinden lässt. Die Polizisten nicken und geben den Weg frei. Im salle dhonneur, dem Ehrensaal, läuft der Fernseher. Ein kräftiger Mann in einem hellgrauen Anzug richtet sich in einem Sessel auf. Lhonorable député, sagt der Protokollchef, der ehrenwerte Abgeordnete. Jean-Serge Bokassa. erinnert überhaupt noch etwas an Jean-Bédél Bokassa, den

ehemaligen Herrscher über Zentralafrika?

Der Vater führte stets einen Gehstock bei sich, mit einer Spitze aus Elfenbein. Damit schlug er einmal einen englischen Korrespondenten blutig. Lange ist das her, das waren die siebziger Jahre. Dass dieser Stock auch in sein Leben fuhr, wird der Sohn später erzählen, jetzt reicht er die Hand und sagt: Herzlich willkommen. Seine Worte klingen weich und rund. Vorsichtig lächelt er.

An den Absperrgittern des Flughafens drängen sich Männer, die Getränke in Plastikkanistern anbieten. Sie schieben und drücken, zwei Jungen in Sporthosen prügeln aufeinander ein. Ich hasse diesen Ort, sagt Jean-Serge Bokassa und schließt seinen Wagen auf, einen verbeulten grünen Nissan. Die Fahrertür klemmt. Ein Leihwagen. Ich musste ihn leihen, weil mein Auto in der Werkstatt ist. Ein Unfall. Prüfend guckt er herüber. Nein, nicht, was Sie denken. Ein ganz normaler Unfall. Ich war gar nicht im Auto, als es passierte.

Jean-Serge Bokassa fährt vorbei an winkenden Jungen, die echte

Handykarten und falsche Pässe anbieten, vorbei an verhuschten Mädchen, die sich selbst anbieten. In einer Wolke aus rotem Staub schaukelt der Wagen von Schlagloch zu Schlagloch, und Bokassa, der Fahrer in dem seidig schimmernden Dreiteiler, sagt: Das war hier früher eine Autobahn, dann kam die Anarchie. Wussten Sie, dass es hier auch einen Deutschen gab, einen deutschen Botschafter? Aber auch der hat uns verlassen.

Wie sollte es auch anders kommen in einem Land, das in allen Karten, die der reiche Norden von Afrika zeichnet, nur noch in der Farbe Rot auftaucht, Dunkelrot? Erschreckend viele Aids-Kranke, erschreckend viel Armut, Kriminalität, Korruption. Im April kam eine Statistik heraus, in der die Städte mit der höchsten Lebensqualität aufgeführt wurden, Zürich, Genf, Vancouver und so weiter. Der Vollständigkeit halber wurden auch die 50 schlimmsten Städte der Welt genannt. Bagdad führt die Liste der Finsternis an, gefolgt von Bangui, der flirrenden Silhouette hinter Bokassas Windschutzscheibe, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik.

Niemand auf der Welt kennt dieses Land, sagt Jean-Serge Bokassa, aber jeder kennt meinen Vater. Was

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

solle er zeigen, wenn ihn jemand nach ihm fragen sollte? Jean-Serge Bokassa merkt nicht, dass ihm ein Junge mit einer lebenden Schildkröte fast in den Wagen rennt, nur noch sein Vater beschäftigt ihn. Sogar dessen Freund Idi Amin habe einen Film bekommen, Der letzte König von Schottland. Aber was bleibt von Papa? Er könnte ein Markenzeichen sein für dieses Land, das doch keiner kennt.

Ein Markenzeichen, wie Coca-Cola für Amerika?

Wie Coca-Cola, ganz genau.

Papa Bokassa, geboren 1921, Beruf: Soldat. Im Dienst der Kolonialmacht Frankreich zog er in den Indochinakrieg und nach Algerien, kehrte 1964 zurück in sein Heimatland, das gerade unabhängig geworden war. Mit einem Militärputsch brachte er sich 1966 in Zentralafrika an die Macht, 1979 wurde er mit Hilfe französischer Truppen gestürzt. Er floh an die Elfenbeinküste, lebte im Exil. Seine Familie verteilte sich über die Welt, viele Verwandte zogen nach Frankreich. Als er nach Zentralafrika zurückkehrte, musste er dort ins Gefängnis. Wenige Jahre nach seiner Entlassung starb er, 1996.

Eine Bokassa-Stiftung müsse man gründen, findet der Sohn, ein Bokassa-Museum, einen historischen Erlebnispark, und damit sich in dieser Richtung etwas bewege, habe er ein Komitee mit Förderern ins Leben gerufen. Als Abgeordneter im Parlament könne er vielleicht etwas ausrichten, als Politiker einer unabhängigen Liste, die den Staatspräsidenten unterstützt. Bevor der Präsident vor zwei Jahren gewählt wurde, hatte er es mit einem Militärputsch probiert. Weil daraufhin die Weltbank alle Kredite einfror, ließ der Präsident

Wahlen anordnen. Ein Ergebnis ist der 35jährige Abgeordnete Bokassa. Bevor er in die Politik wechselte, war er der erste Assistent eines Restaurantbesitzers und stellte Speisekarten zusammen.

Sehen Sie, sagt er, hier fahren nicht viele Autos. Außerhalb von Bangui gibt es nur sieben Tankstellen, sieben fürs ganze Land. Möchte man dort tanken, findet man vorher besser heraus, ob noch Benzin da ist. Wie gut ging es uns, als Papa noch regierte, sagt Bokassa und zeigt auf eine verkohlte Ruine. Das war das Krankenhaus, das Papa gebaut hatte. Und da hinten, eine weitere Ruine, das Hotel Intercontinental sollte dort hinein. Aber da war Papa schon nicht mehr hier. Am Busbahnhof warten keine Busse mehr, und am Ufer des Flusses Ubangi verrottet eine Fähre, die früher Händler auf die andere Seite brachte, in die Demokratische Republik Kongo. Aber dann überfielen Banditen das Schiff so oft, dass es keiner mehr besteigen wollte.

Das waren die Chinesen, sagt Bokassa, als ein imponierend großes Fußballstadion auftaucht. Ein Geschenk chinesischer Geschäftsleute, die wegen der tropischen Hölzer in Zentralafrika sind und den Urwald ausplündern. Mit dem Stadion kann niemand etwas anfangen, weil es hier nicht einmal eine Nationalmannschaft gibt, aber die Chinesen entschieden: entweder ein Stadion oder nichts. Ein Schatten fällt von der Betonschüssel auf den wetterzerfressenen Sportpalast daneben. Bokassa sagt: Hier wurde Papa zum Kaiser gekrönt.

Dass Papa sich selber krönte, sagt er nicht. Er sagt auch nicht, dass Papa mächtiger sein wollte als Idi Amin, dass Papa überschnappte,

dass Papa sich für den 13. Apostel Jesu hielt, dass Papa seinen Thron mit Hermelfinellen polstern ließ und sich zwischen die vier Meter hohen Schwingen eines vergoldeten Adlers setzte, dass Papa vor seiner Krönung 24000 Flaschen Château Mouton Rothschild in Paris bestellte und in Stuttgart 60 schwarze Mercedes-Limousinen, dass Papa acht Schimmel vor seine Kutsche spannen und sich einen Kaiserwalzer komponieren ließ, dass Papas Ökonomie vor allem dank französischer Wirtschaftshilfe blühte, dass Papa seinem Freund und Gönner, dem früheren französischen Präsidenten Giscard d'Estaing, ein Jagdrevier in Zentralafrika schenkte, dass Papa Tausende Elefanten von den Bossen einer Firma erschießen ließ, die Papa dafür am Diamantengeschäft beteiligten, dass Papa gar nicht merkte, wie lächerlich er sich machte, als er sich auch noch den Titel Großmeister der internationalen Ritterbruderschaft der Briefmarkensammler gab, dass Papa im Allgemeinen nicht viel merkte, weil Papa nämlich glaubte, in ihm sei der afrikanische Napoleon geboren worden.

Der Sohn erwähnt auch nicht, dass in dieser Ruine hier der Gerichtsprozess stattfand, in dem Papa von den Anklägern vorgeworfen wurde, Geld unterschlagen, Kinderleichen versteckt und einige davon gegessen zu haben. Von Papas Swimmingpool berichteten Zeugen, auf dem Grund Menschenknochen gefunden zu haben. Papas Koch sagte aus, Papa habe ihn gezwungen, aus den Leichen von Oppositionellen Filets zu schneiden.

Als Jean-Serge Bokassa in einem Kreisverkehr an einer Säule vorbeifährt, sagt er nur: Ein

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

Denkmal. Nichts sagt er von Papas Massaker, an das hier erinnert werden soll. Aus Maschinengewehren feuerte Papas Elitegarde auf Schulkinder, nur weil sie gegen Papas Erlass demonstriert hatten, in Papas Läden die von Papa neu entworfenen Schuluniformen zu kaufen.

Am nächsten Morgen bringt Bokassa einen Zettel vorbei, den er hütet wie seinen Autoschlüssel. Der Zettel ist eine Lebensbilanz und wurde mit einer Schreibmaschine getippt, eine Seite voller Namen, alle in Großbuchstaben. 37 Zeilen, persönlich vom Vater unterzeichnet, kurz vor seinem Tod. Die meisten Frauen auf der Liste heißen Marie, Marie-Claire, Marie-France, Marie-Reine. Die meisten Männer heißen Jean, Jean-Christian, Jean-Parfait, Jean-Bertrand. Ich sehe gerade, dass er mich vergessen hat, sagt Jean-Serge Bokassa, die Liste ist gar nicht komplett.

Über die Frage, wie viele Kinder der Diktator zeugte, kann man nächtelang diskutieren. Es gibt Fachleute, die sehr konservativ rechnen und sich auf 37 Kinder festlegen. Es gibt Aufstellungen, die 54 Kinder nennen. Und es gibt Leute, die von über hundert Kindern ausgehen, von mehreren Hundert sogar. Es seien genau 104, behauptet ein Experte, wohingegen Freunde des ehemaligen Kaisers glaubhaft beteuern, es seien ganz sicher weniger als hundert.

Hätte es im Leben des Kaisers nur die Kaiserin gegeben, die schöne Catherine, wäre die Sache überschaubar geblieben. Aber da waren auch die vielen Nebenfrauen und Geliebten, die Rumänin, die Gabunerin, zwei Vietnamesinnen, die Belgierin, die Taiwanesin, die Schwedin, die Zairerin, die Libyerin, die Tunesierin, die Angolanerin, die

Libanesin, die Kamerunerin. Insgesamt 17 Frauen. Weil ihm die Belgierin kein Kind gebar, scheuchte er sie aus dem Haus.

Jean-Serge Bokassa, der Sohn, hat versucht, sich einen Überblick über seine Geschwister zu verschaffen, weil er ja den Namen wieder groß machen will in der Welt. Er hat E-Mail-Adressen und Telefonnummern aus der Schweiz gesammelt, aus Frankreich, dem Nahen Osten, Nordamerika, vielen afrikanischen Staaten. Aber seinen Plan, alles zu einem Stammbaum der Familie zu ordnen, hat er verworfen. Wir sind zu viele geworden. Zu viele Brüder, zu viele Schwestern, einfach zu viele.

5170 Kilometer nördlich, in einer Seitenstraße des Boulevard Haussmann in Paris, wartet Jean-Barthélémy Bokassa darauf, dass sich ihm eine Tür öffnet. Er trägt ein Jackett aus schwarzem Samt und weiße Krokoschuhe, er wirkt ein wenig nervös. Gerade mal drei Jahre jünger ist er als der afrikanische Bokassa, 32 Jahre, aber wenn er vom Diktator spricht, sagt er nicht Papa, sondern Großpapa. Er sagt das sehr stolz und fügt hinzu: Ich bin sein erster Enkelsohn. Wie viele Enkelkinder es insgesamt sein mögen, wagt niemand zu schätzen. Einige von Bokassas Kindern sind jünger als einige von Bokassas Enkeln, was dadurch zu erklären ist, dass der Herrscher über einen Zeitraum von 36 Jahren pausenlos Kinder zeugte, weil er dem Wahn verfallen war, sich unsterblich zu machen durch Multiplikation.

Über den Großvater hat Jean-Barthélémy Bokassa vor einem Jahr eine Biografie geschrieben, die sich in Frankreich gut verkauft, obwohl doch von dem Despoten nichts Glorreiches übrig blieb, nachdem

die Franzosen geholfen hatten, ihn zu stürzen. Es muss sich etwas verändert haben.

Ein alter Mann öffnet die Wohnungstür, der junge Bokassa tritt ein. Matte Spiegel, angestaubte Cognacschwenker, erschlagend hohe Regale, Bücher mit goldenem Schnitt. Wussten Sie, fragt ihn der Alte, dass ich Ihrem Großvater den Anwalt bezahlt habe?

Sie waren das, Sie?

Ja, mein Junge, ich.

Der Alte rief ihn an, nachdem er die Biografie gelesen hatte. Er könne etwas beitragen, raunte er, und Jean-Barthélémy Bokassa dachte an die nächste Auflage. Ich habe im Bett des Kaisers geschlafen. Ich, ein weißer Geschäftsmann in Zentralafrika, ich wurde sein Freund, ein sehr, sehr, sehr, sehr guter Freund, und er steckt sich eine Zigarre an. In Schwaden verteilt sich der Qualm unter der Stuckdecke, während der Alte mit rauchiger Stimme von Außenbordmotoren erzählt, die Bokassa ihm abkaufte, weil die kaiserlichen Grenzschilder schnelle Patrouillenboote brauchten.

Jean-Barthélémy Bokassa ist dankbar für jede Pointe, und er hört auch noch gebannt hin, als ihm der Alte die Geschichte von Hitler hinwirft, jenem Mann, über den die Welt behauptete, er habe sich 1945 umgebracht. Es war anders, keucht der Alte.

Sie meinen Adolf?

Sicher, mein Junge, Adolf.

Der Alte holt eine Flasche 93er Bardoux Père & Fils, und bevor ein gespenstischer Nachmittag seinen Lauf nimmt, kratzt er mit zittrigen

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

Händen das Silberpapier vom Verschluss. Sie wollen mehr erfahren? Sie wollen alles erfahren, oder? Der Alte lächelt stumm in sich hinein und beugt sich so dicht über vergilbte Fotos, als erschließe sich ihm die historische Wahrheit schon am Geruch. Ihr Großvater hatte einen Fehler, mein Junge, nur einen einzigen. Er war zu großzügig. Trinken wir auf Jean-Bédel, den Kaiser!

Auf Jean-Bédel, den Kaiser, erwidert der Junge. Er braucht Stoff für seine nächsten Episoden, in seinem Weblog im Internet berichtet er ständig über Großpapas Welt, und von dem fantastischen Gedächtnis des kauzigen Alten will er in der englischen Übersetzung seines Buches zehren.

Jean-Barthélémy Bokassa war fünf Jahre alt, als er mit Verwandten aus Zentralafrika nach Frankreich floh. An viel mehr als einen Garten voller Antilopen erinnert er sich nicht. Aber er hat auf 298 Seiten alles beschrieben, was andere ihm erzählen konnten. Großpapa, ein Antiheld der Geschichte, ist jetzt der Held seiner Geschichten. Mein Leben, sagt der Enkel aufgekratzt, scheint aus einem Roman zu kommen.

Jean-Barthélémy Bokassa geht in Paris in die Bars, in die schon John Lennon ging, und setzt sich dort auf die Sofas, auf denen schon Madonna saß. Er teilt sich mit einem Freund eine schlichte Wohnung im 15. Arrondissement, in der er Fremde nur ungern empfängt, weil sie nicht einmal halb so groß ist wie das Foyer des edlen Hyatt-Hotels nahe dem Place Vendôme. Vor dem künstlichen Kaminfeuer in der Bar trifft er sich mit ausgesuchten Freunden wie der Wahrsagerin Isabelle Viant, die ihren Lebenslauf mit aufregenden

Namen aus Politik und Showbiz garniert und von sich berichtet, sie habe dem Herrscher Bokassa einst den Frieden gebracht. Frauen wie sie, die sich bei einem Gläschen Sancerre hineinzuträumen verstehen in ein entzückendes Abenteuer, ziehen Jean-Barthélémy Bokassa an. Events, bei denen sich Prominente wohlfühlen, hat er über Jahre organisiert, bevor er den Großvater als Thema entdeckte. Das Leben der stöckelnden Diven in den satinverhangenen Salons sei aber so viel langweiliger als das von Großpapa, gierig seien die Leute auf schaurig-schöne Geschichten.

In französischen Schulen wurden Bokassas Kinder und Enkel früher verhöhnt und verprügelt wegen ihres Namens. Ihr esst Kinder!, riefen Jungen auf dem Schulhof. Heute bitten Talkshows Jean-Barthélémy Bokassa als Gast ins Studio, weil Prominenz inzwischen alles andere verblassen lässt, und sei es auch nur die geliehene Prominenz eines Enkels. Ist es hart, Bokassa zu heißen?, fragte ihn ein Moderator im Fernsehen. Nein, antwortete Jean-Barthélémy Bokassa, das Leben sei sogar einfacher. Man kommt in jeden Club. Sein Briefkasten sei übergequollen von Möglichkeiten, der Präsident der Fédération Française de Tennis habe ihn als Ehrengast zum Turnier Roland-Garros eingeladen. Eine Cousine, erzählt Bokassa, habe einen gut bezahlten Beraterjob in dem Ölkonzern Total bekommen, obwohl sie in verschlissenen Jeans zum Vorstellungsgespräch erschienen sei. Der Name öffnet Türen.

Mit dem weißen Geschäftsmann, der so herrlich erzählen kann, freundet sich der junge Bokassa an. Als sie sich wiedersehen, hat ihm der Alte einen Stapel Papiere auf den Rücksitz seines Autos gelegt,

Anwaltskram, verwickelte Verhältnisse. Der Rechtsstreit Bokassa geht in die nächste Runde. Sieben Schlösser in Frankreich, zwei Villen und ein Palast in Zentralafrika, Geld auf Schweizer Konten, seit Langem beschlagnahmt, alles in allem ein Vermögenswert von schätzungsweise 500 Millionen Euro. Es kann auch mehr sein, oder weniger, da geht der Streit schon los. Bokassa gegen Bokassa gegen Bokassa gegen Bokassa. Die meisten Kinder und Enkel haben sich Anwälte genommen, nur der Sohn Charlemagne nicht, der als Penner endete. Tot wurde er in Paris unter einer Brücke an der Seine gefunden.

Wird das Erbe jemals der Familie überlassen, wer würde dann was kriegen? Auf eine gemeinsame Linie konnte man sich nicht einigen, es gab Konflikte. Bei einem Fest der Exilfamilie vor einem Jahr in Paris, an Bokassas zehntem Todestag, umrahmten nur fünfzehn Verwandte die brennenden Kerzen.

Die Sache ist kompliziert, sagt der Alte am Steuer des Wagens, biegt auf die Autobahn nach Nordwesten ab und tritt aufs Gas. 160, 180, 200, er rast wie von Sinnen in die abendrote Sonne, bis ihm Bokassas Enkelsohn auf die Schulter tippt. Kein Problem, sagt der Alte, kein Verkehrspolizist könne ihn belangen, und er zieht etwas aus der Innentasche seines Jacketts. Ein Diplomatenpass der Zentralafrikanischen Republik, ein Geschenk. Auch der heutige Staatspräsident sei sein Freund.

In dem Städtchen Meulan parkt der Alte vor dem Restaurant Le village de Mbaïkī, das einer Tochter des ehemaligen Herrschers gehört. Es gibt viel Reis und Fisch und leichten Rosé. Bokassas Töchter waren

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

immer besser als seine Söhne, ruft der Alte feixend in die Runde. Ein hübsches Zitat, findet der erste Enkelsohn, und der Alte flüstert hinter vorgehaltener Hand: Jean-Serge, Bokassas Sohn in Afrika, vielleicht schafft er es. Vielleicht schafft er was? Was sein Vater begonnen hat.

Nur ein einziges Mal während einer ganzen Woche in Zentralafrika spricht Jean-Serge Bokassa von sich aus über seine Mutter, eine Frau aus dem westafrikanischen Gabun. Es ist eine traurige Geschichte, die mit einem mysteriösen Selbstmord in einer Gefängniszelle endet. Traurig daran ist auch, dass der Sohn kein Haus und keinen Baum in Zentralafrika kennt, an dem diese Geschichte ihren natürlichen Ort finden könnte. Nichts hier erinnert an die Mutter. Ganz Bangui besteht nur aus dem Vater, seiner Universität, seinen Hotels, seiner Schaffenskraft. Der Junge war sechs Jahre alt, als er mit der Mutter ins Ausland flüchtete, nach dem Putsch gegen den Vater. Eine Begleiterin in ziellosen Jahren war die Mutter dem Jungen. Sein Vater wechselte so oft die Frauen, dass der Junge meist nur Ziehmütter erlebte, die an ihm vorüberzogen, ohne dass er sich an ihnen festhalten konnte. Das Provisorische im Leben, das war die Mutter. Allein der Vater bestimmte, welche Mutter gerade geduldet war.

Die Frau, die ihm als kleinem Jungen eine Mutter zu sein hatte, war nicht seine leibliche Mutter und wurde in Bangui die Rumänin genannt. Der Kaiser hatte sie in einem Tanzlokal in Bukarest kennengelernt, wo er seinen Freund Ceausescu besucht hatte, den früheren rumänischen Diktator. So ist es eigentlich immer gewesen. Ein Staatsbesuch des Vaters, begleitet von einer hübschen

Dolmetscherin, eine Einladung zum Abendessen, die ein unerfahrenes Mädchen unmöglich ausschlagen konnte, und Jean-Serge Bokassa hatte eine weitere Mutter, zumindest eine Frau, von der er weitere Brüder und Schwestern erwartete, Halbbrüder und Halbschwestern.

Das Handy bimmelt, Jean-Charles ist in der Stadt. Der Bruder, geboren in Brazzaville von einer vietnamesischen Geliebten des Alten, will ins Ölgeschäft einsteigen, er trifft sich mit Ministern und überreicht seine neuen Visitenkarten. Die Brüder begrüßen sich in einer Hotelbar, in der nichts zu spüren ist von der Hitze draußen. Wo sie sind, bestimmen Klimaanlage die Temperatur, und hohe Zäune aus Blech schützen vor den Blicken von Bettlern. Wo die Brüder sich begegnen, begegnet sich die Oberschicht, und wenn es ein Vermächtnis des Vaters gibt, dann ist es die Weisung, sich abzusetzen von den Verhältnissen. Der Bruder, der ins Ölgeschäft drängt, ist neun Jahre älter, als ein Mann in Zentralafrika im statistischen Durchschnitt wird. Der Bruder ist 49. Er soll mitziehen. Jean-Serge Bokassa sammelt bei Verwandten Unterschriften und kopiert ihre Pässe, damit er die Familie vor den Gerichten vertreten kann. Er bewirtet die Söhne von früheren Feinden des Vaters, Anwälte, Putschisten, Mörder. Er will alles erfahren. Er will der Sprecher aller Bokassas sein und die beschlagnahmten Immobilien zurückholen.

Jean-Serge Bokassa lebt mit seiner 26-jährigen Verlobten Marie, der Tochter eines Armeegenerals, und der dreijährigen Tochter Chouna in einem steinernen Haus mit einem gepflegten Garten, umgeben von einer Mauer mit einem Eisentor in der Mitte. Der kleine Reichtum einer

sehr kleinen Familie, in Bangui ein Paradies und doch ein belangloses Nichts, gemessen an den Schlössern und Frauen des Vaters.

Eine Mappe mit Dokumenten hat Jean-Serge Bokassa gesammelt, lauter verstaubtes Zeug. Er hat auf eigene Kosten ein Büro gemietet, eine mit Stahlschlössern gesicherte Höhle, in der es keine Glühbirne gibt, weil es keinen Strom gibt, nicht einmal einen Schrank. Briefe des Vaters hat er auf dem Boden verteilt, Munition für den nächsten Gerichtstermin. Ich fühle mich alleine in diesem Kampf, sagt er, ich will meine Brüder und Schwestern aufwecken. Er behauptet von sich, er kämpfe im Namen des Vaters. Nur: Was hat er zu gewinnen?

Nach Berengo, wo früher der Palast des Kaisers stand, bricht er auf. Mitten im Urwald ein Exerzierplatz, umstanden von Ruinen mächtiger Gebäude. Das Wasser im Swimmingpool ist algengrün, in der ehemaligen Residenz des Herrschers liegen drei aufgebrochene Stahltresore auf dem Boden. Herausgerissene Fensterrahmen, Wandkacheln, Waschbecken. Nichts von Wert haben die Plünderer vergessen. An der Pforte spielen Soldaten Karten. Die Ampel auf der Straße ist aus, der Wind hat den Mast gekrümmt. Früher schaltete der Kaiser die Ampel auf Rot, wenn er nachdenken wollte und sich gestört fühlte durch den Straßenlärm. Jetzt jagen die Kinder der Soldaten Hühner über den Kasernenplatz.

Was würde Jean-Serge Bokassa mit diesem schäbigen Friedhof anfangen, sollte er ihn jemals zurückbekommen? Es ist doch alles verkohlt, zerfleddert, entstellt. Sein eigener Bruder wirft eine Zigarettenkippe achtlos in ein feuchtes Loch, das früher sein

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

Kinderzimmer gewesen sein soll. Wozu braucht Jean-Serge Bokassa diesen Ort? Spricht man ihn darauf an, weicht er aus. Das Wort, das bei diesen Manövern fällt, ist Wahrheit. Aber die Wahrheit macht hier verdächtig. Im Namen der Wahrheit wurde in diesem Land gelyncht, vertrieben und gequält. Ma Verité schrieb der gestürzte Diktator Bokassa über sein Buch. Seine Wahrheit endete beim Klappentext.

Am Abend erscheint einer von Bokassas Assistenten im Hotel, klappt seinen Laptop auf und sagt, er sei Bokassas Kommunikationsberater. Eigentlich sei er Professor für Biochemie, aber in Bangui sei auch die Universität pleite. Den Banken hier geht ja ohnehin schnell das Bargeld aus, Kreditkarten will fast niemand annehmen, Euro-Scheine tauscht der libanesische Bäcker gegen zentralafrikanische Franc. Der Staat schuldet seinen Lehrern, Ärzten, Richtern, Soldaten acht Monatsgehälter, und das ist ein Fortschritt, weil es mal 30 Gehälter waren. Kündigt sich aber ein payeur an, spricht sich die Nachricht sofort herum. Ein Zahlmeister der Regierung! Die Aufregung steigt von Stunde zu Stunde, und die Stadt wird sich betrinken vor Glück, wenn nur der payeur endlich seinen Schalter aufmacht. Die Schlangen der Menschen reichen bis auf die Straße, und der payeur schafft es nicht einmal auf die Toilette, ohne dass ihm Wartende folgen. Schlägt die Vorfreude aber mit einem Mal in Verzweiflung um, dann hat die Regierung bekannt gegeben, der Zahlmeister sei gerade ausgeraubt worden.

Zentralafrika ist gefährlich, sagt Bokassas Kommunikationsberater, tippt Zahlen in seinen Laptop und stellt fest, dass er für den Service, den ehrenwerten Abgeordneten

Bokassa gesprächsbereit zur Verfügung zu stellen, exakt 1,6 Millionen zentralafrikanische Franc zu bekommen habe. Er rechnet das schnell um: 2442 Euro und 70 Cent. Antwortet man ihm, dass ein deutsches Zeitungshaus kein Diamantenhandel sei, erwidert der Professor: Hier ist das Leben teurer, als man glaubt. Das müssen Sie einsehen. Aber in Libreville ist es noch teurer. Nach einer ergebnislosen Diskussion klappt er den Laptop zu, verabschiedet sich kopfschüttelnd und sagt: Das war ein erster Vorschlag. Bis bald.

4340 Kilometer nördlich, in dem Dorf Ile Rousse auf der Insel Korsika, schließt eine dunkelhäutige Frau ein Restaurant auf und stellt die Stühle nach draußen. Noch nie, sagt die 54-jährige Martine Bokassa, habe ein Verwandter aus Afrika sie besucht. Nur mit ihrem Bruder Jean-Serge, der irgendwelche Vollmachten wegen einer verrückten Erbschaftssache wolle, telefoniere sie manchmal. Nach Politik erkundige sie sich nie, weil sie fürchte, seine Telefonleitung werde abgehört. Martine Bokassas erster Ehemann wurde von Männern getötet, die ihren Vater stürzen wollten. Seitdem ist sie auf der Hut.

Dann erzählt sie ihre Geschichte, bei der man nur ahnen kann, was wohl in einem Menschen vorgeht, der in dieser Geschichte eingesperrt ist. In einem Dorf bei Saigon, wo der junge Soldat Bokassa einst der französischen Armee diente, bekam ein vietnamesisches Mädchen eine Tochter von ihm. Das Baby war einen Monat alt, als Bokassa verschwand. 18 Jahre später, als Staatschef in Zentralafrika, ließ er die Tochter suchen. Die vietnamesische Polizei brachte eine 18-jährige Frau mit dunkler Haut, der eingeschärft wurde, dass sie

Martine heiße. Als sie in Afrika ankam, glaubte Bokassa seine Tochter zu erkennen und nahm sie auf. Ich war das aber nicht, sagt Martine Bokassa, das war die falsche Martine. Auch die echte Martine ließ der Diktator später zu sich holen, als sich der Irrtum aufgeklärt hatte. Ein schönes Gefühl, sagt Martine Bokassa, in der Fremde auf eine falsche Schwester zu treffen, mit der sie sich auf Vietnamesisch unterhalten konnte. Auf einem Foto sieht man die beiden in Hochzeitskleidern. Eine Doppelhochzeit, Papas Idee. Sie beginnt zu lachen.

Ist das alles nur eine Anekdote? Es klingt so, aber dahinter verbirgt sich die Irrfahrt einer auseinandergerissenen Familie. Ehefrauen, Geliebte und Kinder wurden herumgestoßen zwischen afrikanischen Ländern, die den Angehörigen des vertriebenen Tyrannen zunächst Exil anboten, dann plötzlich nicht mehr. Abgedrängt in die tristen Einwandererghettos französischer Vorstädte, notlagernd in Garagen, ohne Zuhause, dankbar für eine Bleibe, auf Jahre hinaus zur Geschichtslosigkeit verdammt.

Die 74-jährige Vietnamesin Nguyen Thi Hué, die in Martine Bokassas Restaurant manchmal beim Abwasch hilft, ist ihre Mutter, Bokassas Mädchen aus jenem Dorf bei Saigon. Hier, auf Korsika, hat die alte Frau nie etwas über Bokassa erzählt, der Name sei lange Zeit vergiftet gewesen. Dass man sie in Vietnam die Kannibalin genannt habe, seinetwegen, habe man ihr am Telefon erzählt. Nicht ein einziges Mal sei sie zurück in das Land ihrer Kindheit gefahren.

Das Leben der Bokassas ist auf eine Rutschbahn ins Ungewisse geraten. Den letzten Halt, und darin

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

liegt die Tragik der Kinder, bietet ein Wahnsinniger mit einem Gehstock. Ein Geräusch hat sich in die Köpfe der Kinder geschlichen, sein Geräusch, und sie werden es nicht mehr los. Ein Klopfen, ein Klacken, jeder von ihnen hat es gehört, frühmorgens um fünf fing es an. Auf Holzdielen klang es hohl, auf Terrakottafliesen klang es tönern. Auf Schlosstreppen klang es anders als auf den Stufen der Sportpalastes. Keines der Kinder hat es je vergessen können. Mit der Spitze des Gehstocks komponierte er den Takt ihres Lebens, Bokassas Hausmusik. Hört man die Kinder davon erzählen, meint man, sie beschrieben eine Filmmelodie, die zu einem heraufziehenden Drama passte, dann aber konnte alles in Harmonie zerfließen, bevor das Drama erneut einsetzte. Papa hat einen Film gedreht, in dem er zwar jeden mit einer Rolle bedacht hat, aber er hat den Schluss vergessen. Jetzt läuft dieser Film noch immer, und wo soll alles enden ohne ihn?

So jäh dem Vater die politische Herrschaft abhandenkam, in seiner Familie hat er sich durchgesetzt. Seine Kinder und Kindeskinde eifern ihm nach, schämen sich seiner, verklären ihn, verstecken sich vor ihm. Nirgendwo auf der Welt haben sie einen Platz gefunden, wo sie sich ihm entziehen können.

Aus ganz Zentralafrika sind die Abgeordneten in die Hauptstadt gefahren, aus Lobaye, Ouaka, Sangha-Mbaéré, Basse-Kotto. Das Gebäude der Nationalversammlung, errichtet von Chinesen, ist mit Fahnen geschmückt. Jean-Serge Bokassa hat sich verspätet und streicht seine festliche Schärpe glatt. Er musste noch etwas in der Villa Haile Selassie erledigen, beim Chef der Zentralbank, der früher Minister unter dem Vater war. Es

läuft nicht schlecht, sagt Bokassa, die Weltbank hat wieder Kredite bewilligt.

Der Norden meldet sich zurück, er hat das Rote Kreuz vorgeschickt, die Caritas, die WHO, sogar die Unesco. Man kann es Frieden nennen, was in der Hauptstadt Bangui herrscht, oder Erschöpfung vom Kampf. Dösend hält es die Stadt in der Hitze aus, vernarbt und geduldig. Von den Rebellengefechten im Norden des Landes bekommt man hier nichts mit. Nur dann, wenn UN-Leute von einer Exkursion zurückkehren und Fotos von ausgebrannten Dörfern auf ihre Computer laden. Nur dann, wenn französische Fallschirmjäger staubend aus ihren Uniformen steigen und sich in den Pool des Hotels Central fallen lassen. Wegen der Massenvergewaltigungen in der Zeit der Anarchie wird vielleicht Anklage in Den Haag erhoben. Einen nationalen Versöhnungsprozess hat es schon gegeben. Der Supermarkt-Libanese führt wieder drei verschiedene Sorten roten Bordeaux, der Bäckerei-Libanese nimmt wieder Dollar an, sogar die Regenzeit lässt auf sich warten. Versinken die Wege nicht im Schlamm, müssen die Import-Export-Libanesen Mehl und Salz nicht in einem entlegenen Küstenhafen kaufen, und die Preise hier schießen nicht ins Unermessliche. Wenig Schlamm, wenig Inflation. Es gibt eine Fahrschule, und es gibt Polizisten, die Führerscheine verkaufen. Es gibt Polizisten, die Häftlinge erschießen, und es gibt ein Büro zur Pflege der französischen Sprache. Es gibt jetzt alles zur gleichen Zeit, man sagt dazu: Hoffnung.

Im Plenarsaal der Nationalversammlung muss Jean-Serge Bokassa viele Hände schütteln, bevor er seinen Sitzplatz

erreicht, zweite Reihe, Mitte, Nummer 15. Bittet man ihn, sich für ein Foto auf das Podium zu stellen, steht er da, als habe er das vorher hundertmal geübt. Als die Sitzung zu Ende ist und die Plakate mit der angekündigten Entwicklungshilfe weggetragen werden, taucht Bokassa in eine fröhlich schwatzende Menge. Ein Diener bleibt noch allein im Saal, weil er die leeren Plastikbecher zusammenfegen muss. Er ist der Sohn des Kaisers. Wussten Sie das? Der Sohn des Kaisers. Der Diener flüstert.

Man muss mit Bokassa nur einmal aufs Land fahren, um zu spüren, wozu er imstande ist kraft seiner Familiengeschichte. Da umarmen ihn Soldaten, die von der Disziplin des Soldaten Bokassa schwärmen. Da umgurren ihn Dorfvorsteher und schwärmen am Holzfeuer davon, dass sich niemand vor Dieben fürchtete, als noch Bokassa regierte. Da umtanzt ihn ein Mann, der sich die Welt durch eine Hornbrille mit wagenradgroßen Gläsern scharf stellt, und schreit: Mich nennt man Bokassa, den Zweiten! Ich würde alles so machen wie er! Die Not hat vielen Menschen das Gedächtnis durchlöchert. In ihren Erinnerungen blenden sie den afrikanischen Tyrannen aus und schaffen Platz für den Baumeister und Devisenbeschaffer, den Architekten des Aufschwungs.

Auf der Straße hebt sich jeder Schlagbaum für Jean-Serge Bokassa, ohne dass jemand Geld verlangt. Als wieder eine Straßensperre im Rückspiegel seines Autos verschwindet, sagt er: Der Wächter gerade, das war ein Sohn von Dacko. Papa Dacko war Präsident des Landes, bevor ihn Papa Bokassa 1966 stürzte. Als schließlich Papa Bokassa stürzte, wurde Papa Dacko wieder

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

Präsident. Die beiden waren Cousins. Das alles geschah unter dem Schutzschirm der Franzosen, die in der ehemaligen Kolonie noch immer so mächtig sind, dass sich Frankreichs Soldaten in den umkämpften Gebieten des Landes einmischen, sobald die Truppen Zentralafrikas überfordert sind.

Erkundigt man sich nach dem heutigen Präsidenten François Bozizé, bringt Jean-Serge Bokassa ein altes Foto aus einem Familienalbum mit. Bozizé ist blutjung, steckt in einer weißen Uniform und salutiert stocksteif neben dem Befehlshaber Bokassa. Er war Papas Leibwächter. Welche Regierung auch zerbrach, die Macht blieb stets in den Familien.

Kinder aus einem Dorf schauen neugierig herüber, als Jean-Serge Bokassa die Hosenbeine seines Anzugs hochzieht und über dornige Zweige steigt. Kolongo. Hier stand früher eine Villa des Herrschers. Romeo und Julia hießen die beiden Löwen, die der Kaiser mit Regimegegnern fütterte. Das erzählen sich die Leute, aber ich habe davon nichts mitbekommen, sagt der Sohn.

In einer überwucherten Ruine baut sich Jean-Serge Bokassa unter dem Deckengemälde eines napoleonischen Adlers auf. Scharen von Kindern sammeln sich um ihn, aber keines von ihnen wagt, die Stille durch ein vorlautes Wort zu gefährden, bis es der vornehme Herr von sich aus tut. Ich bin Jean-Serge Bokassa. Die Kinder sehen ihn staunend an. Woher sollen sie ihn kennen? Sein Vater war schon tot, als sie geboren wurden. Niemand im Dorf besitzt einen Fernseher, ein Radio, nicht einmal eine Toilette. Ich bin Bokassa, sagt er, und das ist das Einzige, was er den Kindern mitgibt, einen

interessanten Namen.

Als er drei Tage später dorthin zurückkehrt, rennen ihm die Kinder schon entgegen. Ein Mann aus dem Dorf versucht noch, die Menge mit einem Holzknüppel auseinanderzutreiben, aber der Ansturm ist zu gewaltig. Die Kinder haben die Nachricht zu den Erwachsenen gebracht: Ein Mann mit dem Namen Bokassa war hier, genau unter dem Adler. Alles wirbelt jetzt wild durcheinander, das Gestern und das Heute, hundert Hände greifen nach Bokassa, und einem alten Mann aus der Siedlung wird vor Aufregung schwindlig. Selig krächzt er: Der Kaiser ist zurück. Die Gefühle eines verlorenen Dorfes drücken den Abgeordneten gegen den Wagen. Jetzt kämpft der tote Vater für ihn.

3700 Kilometer nordöstlich, in der libanesischen Hauptstadt Beirut, schickt eine junge Malerin eine E-Mail ab, an die sie das Foto eines ihrer Gemälde heftet, es heißt Bangui wartet auf Regen. Ruft man sie an, sagt sie, dass sie nicht wisse, wie lange sie sprechen könne. Die Lage in Beirut sei nicht stabil, die Telefonleitung breche schnell zusammen. Sie nennt sich jetzt Kiki Bokassa, nicht mehr Marie-Ange. Sie verhält sich nicht mehr so, wie der Vater es wollte.

Einen Ausschnitt eines Tagebuchs fügt sie ihrer nächsten E-Mail hinzu, darin steht: Bevor Papa zu Bett ging, schloss er meine Zimmertür ab, zur Sicherheit, wie er fand... Noch Stunden nach dem Aufstehen bestrafte er Jean Le Grand dafür, dass er mich im Nachthemd gesehen hatte. In seiner Wut nannte er ihn einen Perversen und verbot ihm, sich jemals wieder im Zimmer seiner Schwester aufzuhalten.

Das Tagebuch, sagt Kiki Bokassa

am Telefon, habe sie verfasst, als sie im Alter von 18 Jahren in Afrika war. Sie habe unbedingt den Mann treffen wollen, den sie bis dahin nur vom Hörensagen kannte, ihren Vater. Aus dem Gefängnis war Bokassa entlassen worden, als sie eintraf, er stand unter Hausarrest. Drei Söhne, auch Jean-Serge Bokassa, lebten mit dem Alten isoliert in einer ehemals kaiserlichen Villa, die nun das Verlies eines Ausgestoßenen war.

Ich bin von meiner Mutter im Libanon sehr modern erzogen worden, sagt Kiki Bokassa. Dann bin ich für sechs Wochen in dieses Haus gezogen. Jeder dort dachte: Wie komme ich hier raus? Ihre Brüder hatten dem Vater Diener zu sein, Gärtner, Protokollbeamte, Leibwächter, Boten. Er teilte sie zum Rasenmähen ein, zum Sortieren der Post, zum Ordnen der Bücher. Ein kleiner Fehler genügte, und er schlug auf sie ein. Seine Diktatur wollte er retten, indem er sie zu sich holte. Von Besuchern ließ er sich weiterhin mit Empereur anreden, Kaiser. Er glaubte an seine eigenen Lügen.

Kiki Bokassa flüchtete in ein Hotel, als der Vater ihr eröffnete, er habe einen Mann für sie ausgesucht. Als sie sich widersetzte, meinte er, sie schmiede ein Komplott gegen ihn, und ließ die Briefe, die sie an die Mutter im Libanon schrieb, heimlich aus dem Arabischen übersetzen.

Zurück in Beirut, sagt sie, habe sie mit dem Malen begonnen, sie habe Abstand gebraucht. Sie habe versucht, dieses Kapitel abzuschließen. Meist gelinge ihr das, und es helfe ihr, wenn sie ein Medium zwischen sich und das Familiendrama schiebe, eine Leinwand zum Malen, einen Block zum Schreiben, das Internet. Eine Schwester in Virginia, USA, kennt

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

sie nur aus E-Mails, und sie hat von Verwandten erfahren, die ihren Namen wechselten, weil sie in Frieden leben wollten. Hin und wieder melde sich Jean-Serge aus Afrika bei ihr, wegen dieser Erbschaftssache. Aber sie hat einen Anwalt engagiert, der den Streit von ihr fernhalten soll.

An einem heißen Abend in Zentralafrika sitzt Jean-Serge Bokassa im Schatten eines Baumes und bestellt bei der Kellnerin eine Dose Mützig-Bier. Kaum jemand kennt dieses Idyll am Ufer des Ubangi-Flusses, hoch über den dahingleitenden Pirogen der Fischer, weit weg von diesem Land, das wartet und wartet, auf ein Bündel frischer Geldscheine, eine Ladung Spitzhacken, einen Austauschmotor für einen kaputten Bananenlaster. Afrika brauche eine harte Hand, sagt der Abgeordnete Bokassa, die Korruption sei unerträglich. Wir können arm sein und trotzdem in Würde leben. Korruption zerstöre die Würde. Drastische Strafen, darin ist er sich einig mit den meisten anderen Bokassas auf der Welt, mit Afrikanern muss man anders umgehen. Die ewige Litanei der afrikanischen Herrscherfamilien, die ihren Völkern misstrauen, stimmt er an.

Jean-Serge Bokassa weiß nie, wie er sich verhalten soll, wenn ihn Menschen anschauen, denen ein Stück vom Ohr fehlt. Soll er sagen: Entschuldigung? Einfacher Diebstahl: ein Ohr abschneiden. Zweifacher Diebstahl: beide Ohren ab. So war es in Bokassas Reich geregelt. Das war eine andere Zeit, sagt er, viel Unsinn werde darüber erzählt, auch über den Vater. Das Gericht ließ am Ende den Vorwurf des Kannibalismus fallen, weil die Beweise nicht reichten und die Zeugen ungläubwürdig wirkten. Man

muss ihn rehabilitieren, sagt der Sohn.

Man mag es kaum glauben: Er, der seinen Vater bewundert und verteidigt er hat sich entschuldigt. Im Haus der Nationalversammlung hat sich Jean-Serge Bokassa mit einem Redemanuskript vorn aufs Podest gestellt und das Volk um Verzeihung gebeten für die Verbrechen des Vaters. Die Verbrechen nannte er Fehler. Seitdem ist der Weg frei für den Sohn, und Bokassa benutzt er als Parole, die ihm Herzen öffnet. Morgen wird er in den Dörfern das Foto eines Gebärstuhls herumzeigen, den er beschafft hat. Aus einem Stuhl könne etwas entstehen, eine Entbindungsstation, eine Klinik vielleicht. Wir stehen am Anfang eines Anfangs, sagt er.

Haben Sie vor, Präsident Ihres Landes zu werden?

Präsident? Das ist weit weg. Man muss das gut vorbereiten, antwortet Bokassa.

Er macht langsam, was Papa schnell machte, sagt seine Schwester auf Korsika, er macht politisch, was Papa militärisch machte.

Sein Vater war beispiellos, sagt der weiße Geschichtenerzähler in Paris, aber auch er ist schon sehr gut.

Er hat mir geschrieben, er plane etwas Wichtiges, sagt seine Schwester in Beirut, aber ich weiß nicht, was.

Ich schlage vor, wir einigen uns jetzt auf 200 Dollar, sagt sein Kommunikationsberater.

Der Abgeordnete Jean-Serge Bokassa, 35, im Plenarsaal der Nationalversammlung

Zentralafrikas. Seine politische Karriere profitiert vom Namen seines Vaters / BANBUI Jean-Serge Bokassa lebt mit seiner 26-jährigen Verlobten Marie und der dreijährigen Tochter Chouna hinter hohen Mauern in einem gepflegten Haus in Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik. Er versuchte herauszufinden, wie viele Geschwister er wohl hat. Aus der ganzen Welt hat er Namen und Adressen zusammengetragen, aber vor dem Zeugungswahn des Vaters musste er kapitulieren: Wir sind zu viele geworden / PARIS Ein Mann, der so alt ist wie seine eigene Tante: Der 32-jährige Jean-Barthélémy Bokassa (großes Foto rechts) in Paris, ein Enkel des ehemaligen Herrschers und dessen Biograf. Der Alte zeugte von 1949 bis 1985 pausenlos Kinder, da geraten die Generationen leicht durcheinander. Der Musikproduzent Anthony Bui (kleines Foto), dessen Mutter aus Vietnam stammt, muss lange nachdenken, bevor er sagt, dass er Bokassas Enkel sein müsse. In Wahrheit ist er ein Stiefenkel. Der Lieblingsenkel von Bokassas erster vietnamesischer Frau ist er in jedem Fall / Marie-Jeanne Bokassa, eine Tochter des ehemaligen Herrschers, arbeitet in einem Pariser Reisebüro. Ihre taiwanesishe Mutter kennt sie nicht / KORSIKA Die Vietnamesin Nguyen Thi Hué lebt auf Korsika. Von dem jungen Soldaten Bokassa, der in der Nähe ihres Heimatdorfes bei Saigon stationiert war, bekam sie 1953 eine Tochter. Für die Kolonialmacht Frankreich zog er in den Indochinakrieg und verließ die Frau und das Baby. Die Vietnamesin heiratete einen anderen Mann und bekam eine weitere Tochter, die inzwischen auch mehrere Kinder hat. Jetzt ist die 74-Jährige vielfache Großmutter. Hier geht sie mit der Enkelin Marie-Victoria auf

Quelle: Die Zeit Magazin

Provided by GENIOS

Korsika spazieren / Die 54-jährige Martine Bokassa hat auf Korsika ein Restaurant eröffnet. Schon in Zentralafrika betrieb sie eines. Das gefiel dem Vater gar nicht, der sich zum Kaiser gekrönt hatte. Nachdem der Ehemann, den der Vater ihr ausgesucht hatte, von Rebellen erschossen worden war, flüchtete sie / Was Vanessa und Marie-Catherine von ihrem berüchtigten Großvater Bokassa wissen, das haben sie von ihrer Mutter Martine erfahren / BEIRUT Ihre libanesischen Mutter hatte sie gewarnt, aber die Malerin Kiki Bokassa wollte es herausbekommen: Wer war dieser Mann, von dem sie kaum mehr wusste, als dass er ihr Vater ist? Auf eigene Faust reiste sie aus Beirut nach Afrika und kehrte erschüttert zurück

Der Abgeordnete Jean-Serge Bokassa, 35, im Plenarsaal der Nationalversammlung Zentralafrikas. Seine politische Karriere profitiert vom Namen seines Vaters / BANBUI Jean-Serge Bokassa lebt mit seiner 26-jährigen Verlobten Marie und der dreijährigen Tochter Chouna hinter hohen Mauern in einem gepflegten Haus in Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik. Er

versuchte herauszufinden, wie viele Geschwister er wohl hat. Aus der ganzen Welt hat er Namen und Adressen zusammengetragen, aber vor dem Zeugungswahn des Vaters musste er kapitulieren: Wir sind zu viele geworden / PARIS Ein Mann, der so alt ist wie seine eigene Tante: Der 32-jährige Jean-Barthélémy Bokassa (großes Foto rechts) in Paris, ein Enkel des ehemaligen Herrschers und dessen Biograf. Der Alte zeugte von 1949 bis 1985 pausenlos Kinder, da geraten die Generationen leicht durcheinander. Der Musikproduzent Anthony Bui (kleines Foto), dessen Mutter aus Vietnam stammt, muss lange nachdenken, bevor er sagt, dass er Bokassas Enkel sein müsse. In Wahrheit ist er ein Stiefenkel. Der Lieblingsenkel von Bokassas erster vietnamesischer Frau ist er in jedem Fall / Marie-Jeanne Bokassa, eine Tochter des ehemaligen Herrschers, arbeitet in einem Pariser Reisebüro. Ihre taiwanische Mutter kennt sie nicht / KORSIKA Die Vietnamesin Nguyen Thi Hué lebt auf Korsika. Von dem jungen Soldaten Bokassa, der in der Nähe ihres Heimatdorfes bei Saigon stationiert war, bekam sie 1953 eine Tochter. Für die Kolonialmacht

Frankreich zog er in den Indochinakrieg und verließ die Frau und das Baby. Die Vietnamesin heiratete einen anderen Mann und bekam eine weitere Tochter, die inzwischen auch mehrere Kinder hat. Jetzt ist die 74-Jährige vielfache Großmutter. Hier geht sie mit der Enkelin Marie-Victoria auf Korsika spazieren / Die 54-jährige Martine Bokassa hat auf Korsika ein Restaurant eröffnet. Schon in Zentralafrika betrieb sie eines. Das gefiel dem Vater gar nicht, der sich zum Kaiser gekrönt hatte. Nachdem der Ehemann, den der Vater ihr ausgesucht hatte, von Rebellen erschossen worden war, flüchtete sie / Was Vanessa und Marie-Catherine von ihrem berüchtigten Großvater Bokassa wissen, das haben sie von ihrer Mutter Martine erfahren / BEIRUT Ihre libanesischen Mutter hatte sie gewarnt, aber die Malerin Kiki Bokassa wollte es herausbekommen: Wer war dieser Mann, von dem sie kaum mehr wusste, als dass er ihr Vater ist? Auf eigene Faust reiste sie aus Beirut nach Afrika und kehrte erschüttert zurück /